

Autorität und Familie in der Gegenwart – Wie der Generationengang als ein Spiel zwischen Ferne und Nähe gelingen kann und wodurch er gefährdet wird

Dieter Thomä

Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht die Frage, welchen Stellenwert Autorität in der Familie hat und was darunter genauer zu verstehen ist. Dieser Frage wird zunächst in historischer Perspektive nachgegangen, wobei kurz auf Überlegungen Max Horkheimers, aber auch auf die nationalsozialistische Familienideologie Bezug genommen wird. Neben der Vermittlung von Geborgenheit und Schutz haben die Eltern die Anleitung zum Leben zu leisten – eine Aufgabe, die sie ohne Autorität nicht erfüllen können. Wenn den Kindern Abweichungen und Widerspruch zugestanden werden, ergibt sich im familiären Leben ein Spiel von Nähe und Ferne. Bedroht ist dieses Spiel derzeit einerseits durch die Abschließung der Jugendlichen in Peergroups, andererseits durch den Jugendkult und die wachsende Individualisierung der Erwachsenen.

1. Einleitung

Es gibt in unserer Gesellschaft derzeit zwei parallele, seltsam gegenläufige Bewegungen: Einerseits grassiert in ihr ein Jugendkult, mit dem die Erwachsenen die Abgrenzung gegenüber den Heranwachsenden unterlaufen; andererseits ertönt stärker als früher der Ruf nach elterlicher Autorität, mit dem auf der Hierarchie zwischen den Generationen insistiert wird. Diese zwei Bewegungen stehen offensichtlich in einem Widerspruch zueinander; dies führt zu der Annahme, dass an der Identität derjenigen, die erziehen, und am Verhältnis zwischen Erziehenden und Erzogenen etwas nicht stimmt. In den folgenden Überlegungen möchte ich dieser Annahme nachgehen; der Schwerpunkt liegt dabei beim Verständnis von Autorität.

Ich beginne mit der Frage, welchen Status diese Autorität im Verhältnis zwischen den Generationen hat, halte mich aber nicht an die neuere Aufregung um das *Lob der Disziplin*, sondern an eine etwas weiter zurückliegende Diskussion, in der die Kontroverse über Auto-

rität ihre eigentliche Geburtsstunde hat, nämlich an die Debatte, die die »Kritische Theorie« in den 1930er Jahren über »Autorität und Familie« angezettelt hat. Im Zuge der Rekonstruktion dieser Debatte stoße ich auf eine innere Ambivalenz der Familie (2.), sehe mich zu einem kurzen Seitenblick auf das Familienbild des Faschismus veranlasst (3.) und versuche die genannte Ambivalenz auf die Doppelung von Autorität und Geborgenheit, die in der Familie wirksam ist, zurückzuführen (4.). Aus dieser Doppelung ergibt sich eine positive Bestimmung familiären Lebens, das als Spiel von Ferne und Nähe zu beschreiben ist (5.). Abschließend wende ich mich den Krisensymptomen zu, die bei diesem Spiel zu beobachten sind; dabei gehe ich auf die Abschließung der Jugendlichen in Peergroups und endlich auch auf den Jugendlichkeitswahn der Erwachsenen ein (6.).

2. Die Ambivalenz der Familie

Das von Max Horkheimer, Erich Fromm, Herbert Marcuse und vielen anderen verfasste Sammelwerk über *Autorität und Familie* (Fromm et al. 1936) hat vor allem in der Zeit der Studentenbewegung begeisterte Leser gefunden; im Zentrum der damals geführten Diskussion stand die Kritik an der in der Familie wirkenden Autorität, an der Machtstellung des Vaters, der unnahbar, oft auch brutal über die Familie herrscht. Dazu passte der »autoritäre Charakter«, der in einer späteren Studie des *Instituts für Sozialforschung* analysiert wurde (Adorno et al. 1950): Er erschien als protofaschistischer Typus, der das soziale Leben auf Befehl und Gehorsam, äußere Unterdrückung und innere Repression gründet.

Die in *Autorität und Familie* vertretene Position ist insoweit freilich erst ausschnittsweise erfasst. Zwar ist in dieser Studie tatsächlich die Rede von der Familie als Agentur »autoritärer Charakterbildung«, doch wird durchgängig die Ambivalenz der Familie betont; ihr wird zugetraut, die »Ahnung eines besseren menschlichen Zustands« zu vermitteln, in dem die Menschen einander zugetan sind (Horkheimer 1988a, S. 398, 404). Gemäß dieser Doppeldeutigkeit schillert die Familie zwischen der Vorformung hierarchischer Verhältnisse und der Einübung in gemeinschaftliches Leben (ebd., S. 360). Übrigens kommt nicht nur bei Horkheimer, sondern z. B. auch in Herbert Marcuses Beitrag zu jenem Sammelwerk die Ambivalenz der Familie zur Sprache (Marcuse 1936, S. 752). Ich möchte dieser Ambivalenz nun

genauer nachgehen, indem ich mich vor allem an Max Horkheimer halte und auch seine früheren und späteren Schriften einbeziehe.

Zeitgleich mit *Autorität und Familie* erscheint Horkheimers noch heute höchst lesenswerter Aufsatz über *Egoismus und Freiheitsbewegung*, der – nebenbei gesagt – zentrale Argumente der späteren Debatte über Liberalismus und Kommunitarismus vorwegnimmt. Auch hier geht Horkheimer auf das Thema der Sozialisation oder Subjektwerdung ein und weist darauf hin, dass »während der Epoche, die das Individuum emanzipiert, der Mensch [...] sich selbst als isoliertes Subjekt von Interessen erfährt« (1988b, S. 70). Diese Ausrichtung an »Interessen« war von Horkheimer in früheren Schriften zunächst begrüßt worden, denn er sah darin eine Entideologisierung der Lebensführung, wie sie aus materialistischer Perspektive erwünscht war. In seinem um 1930 entstandenen und 1934 veröffentlichten Aphorismenband *Dämmerung* teilte Horkheimer noch Marxens Enthusiasmus für die kapitalistische »Verdampfung« ständischer Verhältnisse, beobachtete den Zerfall der Familie und forderte eine Ersetzung »unmittelbarer Beziehungen« durch »neue, bewusste, auf erkannte gemeinsame Interessen begründete Gemeinschaften« (1987b, S. 439) – also z. B. eine Ersetzung familiärer durch klassenbewusste Strukturen. Zunächst liebäugelte Horkheimer also noch mit der Idee, die Sozialisation an kollektive Institutionen als Träger der Emanzipation zu delegieren; er argumentiert dabei ebenso antikommunitaristisch wie Marx selbst. Die später in den Mittelpunkt rückende Ambivalenz der Familie kann bei einem solchen Ansatz noch keine Berücksichtigung finden.

Horkheimer ist jedoch nicht entgangen, dass der Begriff des Interesses selbst ein Problem birgt. Dieser Begriff weist nicht nur den Vorzug einer Ausrichtung an realen Bedürfnissen auf, sondern bringt auch problematische sozialtheoretische Implikationen mit sich. Interessen sind nämlich zuallererst, ungeachtet solcher Begriffsbildungen wie »Klasseninteresse«, Absichten, die einzelnen Individuen zugeschrieben werden. Tief ist der Interessenbegriff in ein individualistisch-utilitaristisches Paradigma verstrickt. Eine solche Einengung der Sozialphilosophie kann in Horkheimers entfalteter Theorie der Moderne keine Duldung mehr finden. Entsprechend kommt es im Zuge seiner theoretischen Weiterentwicklung und auch in Reaktion auf die nationalsozialistische Machtergreifung zu einer Revision sozialtheoretischer Prämissen. Horkheimers Bedenken gegen die Liquidierung gewachsener Sozialzusammenhänge nehmen zu, er zieht der

Sache nach kommunitaristische Konsequenzen aus seiner Kritik an Individualisierung oder »Atomisierung« (1987a, S. 384). Seine Kritik gilt der Erosion sozialer Beziehungen durch das »individualistische Prinzip« (ebd., S. 383) – ein Prinzip, das der Kollektivismus dann reaktiv zu einer geradewegs entgegengesetzten Profilierung nutzt. Das Konzept der Masse, auf das gerade der Faschismus angewiesen ist, wäre undenkbar ohne die vorherige Zerschlagung sozialer Strukturen, die bei einer Neuorganisation der sozialen Ordnung im Sinne einer Gleichschaltung von Individuen störend wirken würden. Individualismus und Kollektivismus sind feindliche Brüder, aber eben doch Brüder.

Daraus erklärt sich auch Horkheimers ambivalente Beurteilung der Familie. Bei seiner Suche nach Gegenbildern zu Individualismus und Kollektivismus gelangt er wieder an die Familie; an die Stelle der Zerschlagung von Zusammenhängen, welche nach seiner früheren Position den Makel der »Unmittelbarkeit« aufwiesen, tritt nun die Anerkennung der konstitutiven Bedeutung von Gemeinschaften – der Vereinnahmung des Gemeinschaftsbegriffs durch die Nationalsozialisten zum Trotz. Umgekehrt wird nun der Erfolg des Nationalsozialismus auf die Zerrüttung von Gemeinschaften zurückgeführt. Deshalb fällt Horkheimers Urteil über die Familie letztlich ambivalent aus; das heißt auch, dass es positiver ausfällt, als dies manche spätere Leser des Sammelwerks *Autorität und Familie* wahrhaben wollten. Der Familie wird die Etablierung hierarchischer Verhältnisse, aber auch die Einübung ins gemeinschaftliche Leben zugeschrieben (1988a, S. 360).

In Horkheimers Schriften aus der Nachkriegszeit findet die positive Aufgabe, die der Familie obliegt, noch stärkere Beachtung. 1947 heißt es in dem Aufsatz *Autorität und Familie in der Gegenwart*, dessen Titel ich unbotmäßigerweise übernommen habe:

»Gefühle, Einstellungen und Überzeugungen, die in der Familie wurzeln, machen den Zusammenhalt unseres kulturellen Systems aus. Sie sind ein Element des sozialen Kitts. Es erscheint unerbittlich notwendig, dass die Gesellschaft sie am Leben erhält, denn es handelt sich hier für die Zivilisation in ihrer jetzigen Form um eine Frage auf Leben und Tod« (1987a, S. 380).

Dieses Lob der Familie ist, wie man sieht, mit der Einschränkung versehen, dass es nur für die Gesellschaft »in ihrer jetzigen Form« gilt; wie es um die Familie in einer »zukünftigen Form« der Gesellschaft

bestellt sein könnte, bleibt freilich im Dunkeln; diese Frage rückt auf Grund der Überwältigung durch gegenwärtige Probleme und wegen der Fruchtlosigkeit utopischer Erwägungen in den Hintergrund.

Es lohnt sich, auf Horkheimers Anmerkungen zu Autorität und Familie, die in einem engen Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit dem Faschismus stehen, einen genaueren Blick zu werfen – auch deshalb, weil in jüngerer Zeit einige aufgeregte Debatten über das Familienbild des Faschismus aufgeflammt sind. Im Folgenden möchte ich deshalb zunächst kurz auf dieses Familienbild eingehen und erst im Anschluss daran weitere Erwägungen zu Horkheimer anstellen. Sie werden dann insbesondere von den Fragen geleitet sein, wie sich Horkheimers Verteidigung der Familie zur Frage der Autorität verhält und ob diese Autorität jenseits des Faschismusverdachts zu ihrem Recht kommen kann.

3. Die Familie im Faschismus

Mit seinem Ungeist überschattet der Faschismus bis heute die Debatten, die in Deutschland über die Familie geführt werden. Nachdem im Herbst 2007 eine bekannte deutsche Fernsehmoderatorin die Nationalsozialisten dafür gelobt hatte, dass sie die »Werte« der »Kinder«, der »Mütter«, der »Familien«, des »Zusammenhalts« hochgehalten hätten, sahen sich manche bemüßigt, ihren Einsatz für die Familie mit einer Distanzierung vom Nationalsozialismus zu verbinden. Eine Publizistin sah sich nach ihrem Plädoyer für Familienfreundlichkeit bemüßigt, »feierlich zu erklären: Ich halte den Nationalsozialismus für die größte Sauerei aller Zeiten« (Tönnies 2007, S. 15). Solche distanzierenden Übungen sind deshalb ganz unnötig, weil die Nationalsozialisten zwar die Vermehrung der arischen Rasse propagierten und das Mutterkreuz als Ehrenzeichen einführten, aber den Familien, dieser Schutzzone privaten Lebens, ziemlich misstrauisch gegenüberstanden.

Natürlich findet man Aussagen aus berüchtigtem Munde, in denen der Nationalsozialist als Freund der Familie vorgestellt wird.

»Es kann niemand bestreiten«; so sagte zum Beispiel Innenminister Wilhelm Frick im Jahre 1935, »dass wir Nationalsozialisten in der kurzen Zeit unserer Regierung die Familie als die Wurzel jedes Menschen und die Urzelle des Staates wieder in den Mittelpunkt der Staatspolitik gerückt haben« (zit. nach Fromm et al. 1936, S. 763).

Dass niemand das »bestreiten« kann, ist natürlich Unsinn. Die »Urzelle«, von der hier die Rede ist, hat bei näherem Hinsehen etwas Monströses.

Auf beklemmende, aber auch verräterische Weise machte Adolf Hitler dies deutlich, als er sich während des Reichsparteitags in Nürnberg im September 1934 an die NS-Frauenschaft wandte:

»Wenn man sagt, die Welt des Mannes ist der Staat, die Welt des Mannes ist das Ringen, die Einsatzbereitschaft für die Gemeinschaft, so könnte man vielleicht sagen, dass die Welt der Frau eine kleinere sei. Denn ihre Welt ist der Mann, ihre Familie, ihre Kinder und ihr Haus [...] Was der Mann einsetzt an Heldenmut auf dem Schlachtfeld, setzt die Frau ein in ewig geduldiger Hingabe, in ewig geduldetem Leid und Ertragen. Jedes Kind, das sie zur Welt bringt, ist eine Schlacht, die sie besteht für das Sein oder Nichtsein ihres Volkes« (zit. nach Michalka 1985, S. 142).

Verschiedene Schlachten waren zu schlagen, und fein säuberlich wurden sie verschiedenen Welten zugeordnet. Die Einteilung, die Hitler vornahm, war für die Familie folgeschwer. Es liegt auf der Hand, dass die Familie eigentlich aus der Schnittmenge der »Welt« des Mannes und der »Welt« der Frau bestehen müsste, auf dass sich daraus die Gemeinschaft mit den Kindern bilde. Aber in Hitlers Men-genlehre blieb diese Schnittmenge, streng genommen, leer. Zwar hatte nach seiner Einteilung der Mann einen Platz in der »Welt« der Frau, es war aber keine Rede davon, dass die Frau zur »Welt« des Mannes gehöre. Eine Gemeinsamkeit, der sich beide zugehörig fühlen sollten, gab es gar nicht.

So wurden auch die Aufgaben, die mit der Familie traditionell verbunden waren, neu zugeschnitten oder ausgelagert. Der Frau blieb die Aufgabe des Gebärens, ihr Schlachtruf war der Schmerzensschrei, den sie während der Wehen ausstieß. Und wann war der Mann ein Mann? Wenn er in die Schlacht und in die Ferne zog. Was die Erziehung betraf, so hatte die Familie den Vorgaben des Regimes zu folgen. Ungeachtet des Lobs für die Familie betrieb der Nationalsozialismus die Kollektivierung der Erziehung. »An der Jugend wird der Gesamtstaat zum Züchter des Volkstums nach den Gesetzen der führenden Rasse«, meinte der nationalsozialistische Chefpädagoge Ernst Kriek (zit. nach Bracher 1974, S. 420). In *Mein Kampf* bemerkte Hitler, es stelle sich »die Frage, warum eine solche Institution« – nämlich die

Ehe – »überhaupt noch besteht und welchen Zweck sie haben soll«. Als Zweck nannte er die »Vermehrung und Erhaltung der Art und Rasse«. Wenn in *Mein Kampf* von der Erziehung die Rede war, kam die Familie gar nicht vor, wohl aber ausführlich die staatliche Erziehung, die die »Leistungsfähigkeit« der Kinder nach völkischen Vorgaben steigern sollte (1936, S. 275 f., S. 451).

Das Wort von der Frau als »Gebärmachine«, das von einem Bischof als ein verbaler Knallfrosch in den jüngsten Streit über private und öffentliche Kinderbetreuung hineingeworfen worden ist, passt zwar nicht zur Politik der derzeitigen deutschen Familienministerin (auf die es gemünzt war), aber ziemlich gut zum Frauenbild des Faschismus. In seinem frühen Roman *Michael* erteilt Joseph Goebbels den Bescheid: »Die Frau hat die Aufgabe, schön zu sein und Kinder zur Welt zu bringen« (1942, S. 41). In *Mein Kampf* heißt es, der »völkische Staat« sehe sein »Menschheitsideal« nicht »im ehrbaren Spießbürger oder der tugendsamen alten Jungfer [...], sondern in der trotzigem Verkörperung männlicher Kraft und in Weibern, die wieder Männer zur Welt zu bringen verstehen« (1936, S. 455).

Die Privatsphäre der Familie wurde vom Faschismus unter den Verdacht gestellt, ein Schlupfloch für die innere Emigration zu bieten. Der Staat suchte den direkten Zugriff auf die Jugend, und so diente die »Hitler-Jugend« (bestehend aus dem »Deutschen Jungvolk«, den »Deutschen Jungmädel«, den »Hitler-Jungen« und dem »Bund deutscher Mädel«) nicht nur dazu, die Jugendlichen getrennt auf die »Welt des Mannes« und auf die »Welt der Frau« vorzubereiten, sondern auch dazu, einen Keil zwischen Eltern und Kinder zu treiben.

In der aktuellen Debatte wird die Fortpflanzungspropaganda der Nazis immer wieder mit Familienfreundlichkeit verwechselt. Gerade weil hier ein Unterschied besteht, gibt es auch Spielraum für Erwägungen zu Familie und Autorität, die sich nicht von vornherein mit »falschen Freunden« und entsprechend auch falschen Anfeindungen herumschlagen müssen. Diesen Spielraum hat auch Max Horkheimer zu nutzen gewusst.

4. Autorität und Geborgenheit

Horkheimer selbst hat auf die Inkompatibilität von Totalitarismus und Familie hingewiesen: »Die Nationalsozialisten [...] beargwöhnten und attackierten [...] die Familie [...]. Sie betrachteten sie als virtuellen

Verschwörer gegen den totalitären Staat« (1947/1987a, S. 395). Eine Schwierigkeit für das weitere Verständnis ergibt sich nun aber daraus, dass der Begriff der Autorität in der von Horkheimer erwogenen Verteidigung der Familie seine klare Zuordnung verliert. Die Frage ist, wie sich die – berechnete – Kritik am »autoritären Charakter« als einem Typus, der den Untertanengeist des Faschismus verkörpert, mit einer Verteidigung der Familie verträgt, die sich doch nicht davon freisprechen kann, ein Hort der Autorität zu sein. In diesem Zusammenhang sind einige Bemerkungen instruktiv, die aus dem bereits erwähnten Aufsatz Horkheimers zu *Autorität und Familie in der Gegenwart* stammen und die ich ausführlicher zitieren will. Dort heißt es,

»dass Individuen, die als besonders anfällig für faschistische Propaganda angesehen werden können, eine Ideologie vertreten, die eine starre, unkritische Identifizierung mit der Familie fordert. Außerdem lassen diese Personen erkennen, dass sie sich in ihrer frühen Kindheit der Autorität der Familie absolut unterwarfen. Gleichzeitig erweist sich aber das im Grunde Unechte der Familie daran, dass die faschistisch gesinnten Personen keine echte Beziehung zu ihren Eltern besitzen, sondern diese nur in einer ganz konventionellen und äußerlichen Weise akzeptieren. Ebendiese Verbindung von Unterwürfigkeit und Kälte ist es, die den potenziellen Faschisten von heute mehr als irgendetwas anderes kennzeichnet« (ebd., S. 388).

Weiter schreibt Horkheimer:

»Die potenziellen Faschisten scheinen demnach jene zu sein, die in ihrer Kindheit eher roh, ungehobelt und »unkultiviert« waren. Ihr Mangel an wirklich affektiver Besetzung der Familie lässt sie den Sinn für Autorität, den sie früher erworben hatten, auf ihre »gang« übertragen und deren Ehrenkodex von Tapferkeit und Gewalttätigkeit übernehmen, ohne dass sie irgendeinen moralischen Widerstand dagegen aufbrächten. [...] Es ist wahrscheinlich, dass die Aggressivität dieser Kinder auf das Schwinden der positiven, beschützenden Funktionen der Familie zurückzuführen ist. Diese Kinder verhalten sich wie kleine Wilde, weil ihnen keine seelische Obhut zuteil wird und sie daher meinen, sie müssten beständig »für sich selbst« sorgen. In einer harten, undurchsichtigen Welt beargwöhnen sie jeden als ihren Feind und springen ihm an die Kehle« (ebd., S. 394 f.).

Der Familie werden hier zwei Gegenbilder gegenübergestellt, die uns bereits als »feindliche Brüder« begegnet sind: Der Individualismus eines Krieges aller gegen alle steht neben dem Kollektivismus einer gleichgeschalteten Masse, in der sich jener Krieg schlichten lässt, ohne dass der auf diese Weise verfügte Frieden freilich etwas Wohltuendes hätte.

Mir geht es hier nicht darum, Horkheimers Thesen als der soziopsychologischen Weisheit letzten Schluss zu verkünden. Immerhin scheint mir, dass er treffend eine biografische Entwicklung familienloser Jugendlicher beschreibt, wie sie gerade auch heute vielfach auszumachen ist; ich werde darauf in meinen abschließenden Überlegungen zu Peergroups nochmals zurückkommen. An Horkheimers Analyse möchte ich aber zunächst drei grundsätzliche Punkte hervorheben.

1. Der Weg von der Familie zum Faschismus erfolgt nicht einfach dadurch, dass autoritäre Strukturen aus dem privaten Leben auf den politischen Raum übertragen werden. Was Horkheimer den Brutstätten des Faschismus anlastet, ist interessanterweise weniger die Autorität selbst als vielmehr das, was als Verlust der »seelischen Obhut«, der »positiven, beschützenden Funktionen«, der »affektiven Besetzung« der Familie charakterisiert wird. Daraus ist zu schließen, dass die Familie eine Doppelfunktion erfüllt, die einerseits mit dem Stichwort »Autorität«, andererseits mit dem Stichwort »Geborgenheit« zu bezeichnen ist.

2. Es liegt nahe, diese Unterscheidung in einen Zusammenhang mit der von Horkheimer diagnostizierten Ambivalenz der Familie zu bringen; demnach könnte die Geborgenheit für die »gute«, die Autorität für die »schlechte« Seite der Familie stehen. Diese Zuordnung ist jedoch voreilig, denn Horkheimer weiß durchaus zu unterscheiden zwischen der »Autorität«, wie sie im politischen Kontext zu kritisieren ist, und der »Autorität«, die in einer »ihr eigenen Form« (!) der Familie angehört (ebd., S. 384). Die Rede ist auch von einer »positive(n) und geliebte(n) Autorität« (1985, S. 147). Damit deutet sich an, dass Autorität in der Familie einen guten Sinn behalten oder wiedergewinnen könnte.

3. Wenn umgekehrt von den Defekten der Familie die Rede ist, so beschränkt sich dies nicht auf historische Phänomene, die nur bei der Genese des Faschismus eine Rolle spielen. Vielmehr rücken die Verhältnisse in der Nachkriegszeit und letztlich die gegenwärtige Situa-

tion gleichermaßen ins Blickfeld. Mit Recht trennt auch Horkheimer die Analyse der Familie von der Faschismustheorie. Dies ist schon deshalb zwingend, weil der Status der Familie nicht nur mit dem Kollektivismus, sondern auch mit dessen feindlichem Bruder, dem Individualismus, verbunden ist.

Entsprechend ist ein Ausleiern oder gar Zerreißen des Bandes zwischen den Generationen natürlich nicht nur dort zu beobachten, wo Familien mit totalitären Jugendorganisationen konkurrieren. Schon während der NS-Zeit beschrieb Joseph Schumpeter die »Zersetzung« der Familie, die er freilich dem Kapitalismus anlastete. Die »Auflösung der bürgerlichen Familie« ergibt sich demnach aus der sinkenden Bereitschaft der Individuen, sich auf »Familienbindungen und namentlich Elternschaft« einzulassen; befürchtet wird der »Verlust an Behaglichkeit, an Sorgenfreiheit und an Möglichkeiten, andere Dinge von zunehmender Anziehungskraft und Mannigfaltigkeit zu genießen« (Schumpeter 1993, S. 252 ff.). Neben diese Erwägungen tritt die beschleunigte Veränderung von Lebensformen, die den Erfahrungsvorsprung der Erwachsenen, also ihre Kompetenz als Lehrende, außer Kraft setzt, sowie die Sozialisation der Jugendlichen in informellen Peergroups. Wenn etwa Horkheimer von der »gang« spricht (s. o.), dann hat er offensichtlich nicht nur die Jugendorganisationen der Nazis im Sinn, sondern auch die informellen Gruppen, die in der Nachkriegszeit auftreten. Nach Horkheimer entdecken auch Alexander Mitscherlich, Herbert Marcuse und Friedrich Tenbrück – interessanterweise im gleichen Jahr 1963 – voll Besorgnis das Aufkommen der Jugendbanden oder Peergroups (Mitscherlich 1963, S. 231; Marcuse 1965, S. 95; Tenbrück 1963, S. 137 f.). Diese Verselbständigung des jugendlichen Lebens geht einher mit einer Krise der Familie als solcher; in Frage gestellt ist ihre Bedeutung als primäre Sozialisationsagentur im Generationenspiel. Betroffen von dieser Krise sind auch die zwei Funktionen, die der Familie nach Horkheimer zuzuschreiben sind: die Sicherung von »Geborgenheit« und die »Autorität«. Einerseits ist die Schutzfunktion der Familie nicht mehr gewährleistet, andererseits sind die starken Vorgaben von Werten, die Orientierung und Anleitung des heranwachsenden Lebens beeinträchtigt.

5. Das Spiel von Ferne und Nähe

Es würde zu kurz greifen, sähe man in »Obhut« und »Autorität« – wenn ich mich hier an Horkheimers Wortwahl halten darf – ganz entgegengesetzte Gesichtspunkte familiärer Erziehung. Damit Schutz und Geborgenheit gewährleistet sind, bedarf es der emotionalen Zuwendung sowie auch der tatsächlichen Fähigkeit, Gefahren abzuwehren und Sicherheit zu gewährleisten. (Goethes Gedicht vom »Erkö-nig« lässt sich auch als eine Geschichte lesen, in der ein Vater an dieser Aufgabe scheitert.) Gefordert ist also auch die Fähigkeit, sich durchzusetzen und zu behaupten – eine Fähigkeit, die bei der Ausübung von Autorität gleichermaßen gefragt ist. Was nun den Status der Autorität in der Familie betrifft, so besteht bei ihr gerade im Verhältnis zur familiären Geborgenheit noch weiterer Klärungsbedarf. Ich schlage vor, zwei Aspekte an ihr zu unterscheiden. Zur Autorität gehört zunächst das Vorleben einer Lebensform, von deren Sinn und Wert man überzeugt ist, also eine lebendige Repräsentation von Überzeugungen, für die man einsteht. Zur Autorität gehört darüber hinaus der Anspruch, solche Überzeugungen zu vermitteln und weiterzugeben. Man könnte sagen, gefragt sei ein »Sendungsbewusstsein« im wörtlichen Sinn: das Bedürfnis, auszustrahlen, weiterzugeben, Adressaten für das, was man weitergeben möchte, zu haben. All dies erscheint mir unanständig.

Der heikle Punkt der Autorität liegt dort, wo die Form dieser Vermittlung selbst zur Debatte steht: Hier geht es etwa um die Frage, ob Werte aufgezwungen, mit drakonischen Strafmaßnahmen Routinen durchgesetzt werden etc. Meines Erachtens enthält der Begriff der Autorität keine starken Vorentscheidungen, wonach er etwa Zwangsmaßnahmen oder gar den Einsatz von Gewalt in der Erziehung mitumfassen müsste. Vielmehr enthält er vor allem Vorgaben für die Entscheidung, mit der man ein Leben vorlebt. Umgekehrt führt die Verweigerung von Autorität zu einer Selbstdemontage des Erziehenden. Nach Hannah Arendt kommt

»in diesem Extrem der Autoritätsfeindlichkeit eine Art Abdankung der Zeitgenossen zum Ausdruck, die sich als Eltern und Erzieher gewissermaßen weigern, eine der allerelementarsten Funktionen in dem Gemeinwesen, das Hinleiten derer, die durch Geburt neu in die Welt gekommen und daher in ihr notwendigerweise Fremdlinge sind, zu übernehmen und so die Kontinuität dieser gemeinsamen Welt zu sichern« (1994, S. 165).

Autorität geht diesem Verständnis nach mit dem Ziel des Erziehenden einher, dass die nachfolgende Generation Vorgaben übernehmen möge, von denen er überzeugt ist. Er muss dabei aber immer damit rechnen, dass solche Vorgaben verworfen werden. Kritik an Autorität setzt sinnvollerweise dort ein, wo sie auf eine Automatisierung des Prozesses zielt, in dem die Weitergabe von Traditionen und Überzeugungen erfolgt. Bei einer solchen Automatisierung wird die Möglichkeit der Abweichung und Infragestellung, die im Prozess der Übergabe und Übernahme gegeben ist, ausgeschaltet.

Wenn man auf starke Vorgaben zur zwangsweisen Tradierung von Lebensformen verzichtet und sich auf das Vorleben einer Lebensform konzentriert, dann heißt dies freilich nicht, dass der Generationengang damit schon ins Stolpern geriete. Allein nur mit dem Versuch, Vorbild zu sein, konfrontiert man den Heranwachsenden schon mit starken Vorgaben und verhindert, dass er in einem diffusen, neutralisierten Raum aufwächst, in dem gewissermaßen »alles möglich« ist. Zu erinnern ist hier an Herbert Marcuses Votum aus dem Jahre 1963, wonach die »Freiheit«, der sich die Jugendlichen »in der weitgehend autoritätslosen Familie erfreut hatten, mehr ein Preisgegebensein als ein Segen« sei (1965, S. 93). In diesem Preisgegebensein ist der Jugendliche lediglich vogelfrei, nicht frei in dem positiven Sinne, dass er entschieden Ziele setzt und sein Leben zu führen versucht. Wenn ein Jugendlicher mit starken Vorgaben von der Seite seiner Eltern konfrontiert ist, dann kann er sich nicht gleichgültig zu ihnen verhalten, sondern kann von ihnen nur unter Aufbietung eigener Entschiedenheit abweichen. Dazu gehört auch die Bereitschaft beider Seiten, sich zu rechtfertigen. Damit das Verhältnis zwischen Erwachsenen und Heranwachsenden lebendig bleibt, ist ein Spiel von Nähe und Ferne gefordert. Ein solches Spiel muss auch schon Horkheimer im Sinn gehabt haben, als er einerseits von der Autorität, andererseits von der »affektiven Besetzung« und der »seelischen Obhut« in der Familie sprach (s. o.).

Geht man davon aus, dass es den Fortgang dieses Spiels zu sichern gelte, so lassen sich auch Fehlformen des familiären Lebens identifizieren. Zu kritisieren sind demnach Autoritätsfiguren, die sich jeder Auseinandersetzung entziehen und ihre Überzeugungen nicht eigentlich »zum Anfassen« vorleben, sondern als unbestreitbare Vorgabe verselbständigen. Ein typischer Vertreter dieser Haltung ist der abwesende Vater, dessen Macht sich gerade auf seine Unnahbarkeit,

die von ihm gewährte absolute Distanz stützt. Zu kritisieren sind umgekehrt aber auch Erwachsene, die ihre Distanz gegenüber den Kindern nicht mit der von ihnen gewährten Hierarchie rechtfertigen. Dies ist dann keine Distanz der Macht mehr, sondern eine Distanz der Gleichgültigkeit, in der die Erwachsenen ihre innerliche Beteiligung am Leben ihrer Kinder reduzieren. Oft bilden Familien nur noch Fassaden, hinter denen die Kinder sich selbst überlassen sind. Die beruflichen Ansprüche und Beanspruchungen Erwachsener sind gewachsen, die Zeit für die Familie wird zur knappen Ressource. Die Beziehungen, die in ihrem Rahmen gepflegt werden, dünnen immer mehr aus. Dass die Vernachlässigung von Kindern in Einzelfällen, wie gerade in jüngster Zeit zu hören war, tödliche Folgen hat, ist dafür nur ein drastisches äußeres Zeichen. Ein Versagen elterlicher Verantwortung liegt aber auch dann vor, wenn gerade nicht Distanz gehalten, sondern eine falsche Nähe gesucht wird; zu denken ist hier an Erwachsene, die sich bei ihren Kindern anbiedern und sich zum Beispiel von dem ganz in die Irre gehenden Wunsch leiten lassen, die »besten Freunde« ihrer Kinder sein zu wollen. Damit wird so getan, als könne man die Unterschiede zwischen Jung und Alt nivellieren.

Seit am menschlichen Leben Stufen oder Phasen unterschieden werden, florieren die Gegensätze zwischen Jung und Alt. Bei Gustav Wyneken, dem alten Mann der Jugendbewegung, heißt es: »Auf dem Weg zu ihrem Ziele gebiert die Menschheit ständig einen Feind: ihre junge Generation, ihre Kinder« (1919, S. 13). Dieser Streit zwischen den Generationen ist sicher nicht nur von »Feindschaft« geprägt, sondern eher von einem »liebenden Kampf« derer, die innig zusammengehören. Die Auseinandersetzung zwischen den Generationen ist deshalb besonders kostbar, weil in ihr immer wieder neu Weltsichten und Selbstdeutungen des Menschen weitergegeben, aufs Spiel gesetzt, auf den Prüfstand gestellt, verändert und überwunden werden.

Mir scheint, dass die drängendsten Probleme derzeit weniger an der kalten Aufrechterhaltung unnahbarer Autoritätsinstanzen festzumachen sind als vielmehr an den Fällen, in denen die Distanz der Gleichgültigkeit oder die Nähe der Gleichmacherei zu beobachten sind. Um 1900 war man noch mit den Explosivkräften der traditionellen Familie beschäftigt: Strindbergs und Ibsens Dramen wurden gespielt, Freuds Bücher machten Furore. Die Familie wurde als sozialer Stauraum, als Quelle für Konflikte und Neurosen identifiziert. Wenn im Seelenhaushalt dieser bürgerlichen Familie ein Dampf-

drucktopf am Werk war, dann kann man derzeit – kurz gesagt – ein Erkalten des Generationen-Kochtopfs beobachten. Im frühen 21. Jahrhundert sind Lektionen zu lernen über die Zerstörungspotenziale, die sich ergeben, wenn die Familie zu einem sozialen Hohlraum wird oder, allgemeiner gesagt, wenn das Spiel von Ferne und Nähe zum Erliegen kommt. Abschließend möchte ich auf einige Krisensymptome eingehen, die derzeit bei Jugendlichen sowie auch bei Erwachsenen zu verzeichnen sind.

6. Krisensymptome: Der Rückzug der Jugendlichen in Peergroups und der Jugendwahn der Erwachsenen

Ich habe bereits auf die vor vielen Jahren von Horkheimer und anderen gestellte Diagnose hingewiesen, dass sich im Selbstverständnis der Jugendlichen die Peergroup immer stärker in den Vordergrund drängt. Diese Tendenz hat sich verschärft. Auf die Peergroup verlagern sich Erwartungen an Vertrauen, Verlässlichkeit, Beständigkeit, mit denen eine solche Gruppe Gleichaltriger nur hoffnungslos überfordert sein kann. Man erinnere sich an das Attentat, das zwei Jungen im Jahre 1999 auf ihre Mitschüler an der *Columbine High School* in Littleton/Colorado verübt haben (für das Folgende vgl. die näheren Hinweise in Thomä 2002, S. 191 ff.). Im Nachgang zu jenem Attentat bemerkte Hill Walker, Direktor am *Institut zur Erforschung von Gewalt und destruktivem Verhalten* in Oregon, dass die Jugendlichen normalerweise in einer Welt »fast ohne Erwachsene« aufwuchsen. Dieser künstliche Kontext sei letztlich nichts anderes als eine Art »virtueller Realität«. Als offizielle Sozialisationsagentur für Heranwachsende wird die Familie immer mehr zum Scheingeschäft; die Konkurrenz durch den Kreis der Clique und das Rechteck des Computerbildschirms verschärft sich. Rechnet man die Stunden zusammen, die Kinder in diesen anderen Welten verbringen, so haben diese der Welt der Familie längst den Rang abgelaufen; sie übernehmen die Hauptrolle, während die Eltern durch Abwesenheit glänzen. Dies liegt in der Logik der modernen Leistungsgesellschaft, die von den Erwachsenen vollen Einsatz fordert und die Familie als »weichen Kern« des Lebens in den Hintergrund treibt. Dabei setzt sich die Gesellschaft freilich selbst aufs Spiel, denn sie lässt im Ungewissen, wie die Leistungen, die durch diesen »weichen Kern« bislang stillschweigend bereitgestellt wurden, erbracht werden können.

Nathan Black, ein Junge aus Littleton, erklärte in einem Interview nach dem Attentat, in der Welt seiner Clique könne er ganz »ich selbst« sein: »So ein Sicherheitsnetz gibt mir das Selbstvertrauen, etwas Neues auszuprobieren.« Was er hier als Gabe der Clique beschreibt, hatte bislang freilich einen anderen Absender: die Eltern. Die große Erwartung, dass die Clique unbedingtes, vorbehaltloses Vertrauen gewähre, kann langfristig nur zu Enttäuschungen führen. Beziehungen zwischen Jugendlichen sind trotz aller Treueschwüre Experimente, Probehandlungen. Ein tragfähiges, triftiges Sicherheitsnetz für die Jugend des nächsten Jahrhunderts wird in Cliquen nicht geschaffen. Von dem, was die Jugendlichen sich selbst gegenseitig zu bieten haben, werden sie unweigerlich enttäuscht werden. Zu fragen ist, wohin sich Jugendliche bei Konflikten in ihrer eigenen Clique noch wenden können, wenn außerhalb kein Adressat mehr bleibt, bei dem sie Halt suchen können. Wenn die Familie ausfällt, werden sie mit ihrer Enttäuschung alleingelassen – und auch mit deren nächsten Nachbarn: der Wut, der Zerstörung, der Rache. Symbolfiguren dieser Entwicklung sind ebenjene Jugendlichen, die aus heiterem Himmel ein Blutbad anrichten (wie Dylan Klebold und Eric Harris in Littleton 2001 oder auch wie Robert Steinhäuser in dem Erfurter Gymnasium 2002).

Eine der Lehren, die aus diesen Ereignissen zu ziehen sind, ist, dass es für die Familie in einer bestimmten Hinsicht tatsächlich keinen Ersatz gibt: Wenn sie hält, was sie verspricht, dann finden Kinder in ihr – und nur in ihr – ein Vertrauen, das ihnen in ihrem Leben sonst nicht zuteil wird. Sie werden geliebt – ohne Sonderkonditionen, ohne Verfallsdatum, ohne Beweisnot. Müssen sie das entbehren, dann fällt ein Schatten auf alle Beziehungen, die sie ansonsten eingehen können. Gelegentlich führt diese Beziehungskrise zum Blutbad. Das Monster in Mary Shelleys Roman *Frankenstein* – eines der liebesbedürftigsten Monster, das die Kulturgeschichte kennt – sagt am Ende den gar nicht monströsen, sondern höchst einsichtigen Satz: »Das Elend erst hat mich zu einem Unhold gemacht.« – »Misery made me a fiend.« (Shelley 1994, p. 128).

Das heißt nun freilich nicht, dass im Blick auf das 21. Jahrhundert eine Entscheidung anstünde zwischen der Familie als glücklicher Idylle einerseits, der gewaltverdächtigen Clique andererseits. Destruktive Potenziale gibt es hier wie dort, und aufwachsen wird man immer in mehreren Welten zugleich. Die Frage ist eher, wie die Balance zwi-

schen diesen Welten aussieht und welchen ersten Wohnsitz man dem Gefühlsleben Heranwachsender wünscht: die Hass- und Liebeshändel in der Familie oder die Feind- und Vertrauensseligkeiten in der Clique. Und ich bleibe dabei: Was Letztere leisten kann, ist viel zu wenig für einen jungen Menschen, der sich mit seinem Leben anfreunden will.

Doch auch bei den *Erwachsenen* zeigen sich Krisensymptome, die das Spiel von Ferne und Nähe beeinträchtigen und den Generationengang gefährden. Besonders auffällig und befremdlich ist in diesem Zusammenhang der derzeit grassierende Jugendkult. Wohin man schaut, trifft man auf Erwachsene, die sich wie Kinder aufführen und z. B. aus ihrer Eigenschaft, den Dativ nicht zu beherrschen, eine Einnahmequelle machen, oder auf Erwachsene, die äußerlich ihre Jugendlichkeit konservieren oder innerlich in einem vorletzten, unernsten Zustand verharren wollen. Wenn die Jugendlichen in ihren Peer-groups das Spiel von Ferne und Nähe zwischen Erwachsenen und Heranwachsenden lahmlegen, so tun dies Erwachsene gleichermaßen, indem sie die Differenz zu den Jugendlichen auf scheinheilige Weise zu annullieren versuchen. Der Unterschied zwischen den Generationen wird geleugnet, und doch stellt sich dabei keine Nähe her: Die Jugendlichkeit der Erwachsenen löst bei den Jugendlichen Reaktionen aus, die von Abfälligkeit, aber teilweise auch von Enttäuschung bestimmt sind. »Guter Gott von deinem Himmel«, sprach Goethe, »alte Kinder siehst du und junge Kinder und nichts weiter« (1959, S. 30). Das ist eine für Gott wie für Goethe (falls es hier einen Unterschied gibt) typische Auskunft. Dass Gott all seine Geschöpfe als Kinder um sich schar, mag gerade noch angehen; dass wir diese Sichtweise übernehmen sollten, ist ganz abwegig.

Freilich hat der Jugendkult, der derzeit in besonderer Blüte steht, auch bereits eine lange Vorgeschichte. Man erinnere sich an die Beobachtungen, die Alexis de Tocqueville während seiner Amerikareise im frühen 19. Jahrhundert gemacht hat. Damals wunderte er sich über die ihm dort begegnenden Menschen, »die sich rastlos im Kreise drehen, um sich kleine und gewöhnliche Vergnügungen zu verschaffen, die ihr Gemüt ausfüllen«; er sah die Amerikaner in einen »Zustand der Kindheit« hineingeraten, in dem sie »nichts anderes im Sinn haben, als sich zu belustigen« (1987, S. 463). Auch die Tendenz, den Gegensatz von Alt und Jung kollabieren zu lassen, ist also kein kurzlebiges Symptom, sondern ein Phänomen, das in modernen Ge-

sellschaften *grassiert*. Es passt einerseits zu den Ansprüchen an ständig wechselnde Anregungen, andererseits auch zu den Anforderungen an individuelle Innovationsfähigkeit, die sich als Selbstverjüngung inszeniert. Etabliert wird ein einziger, scheinbar zeitloser Zustand: das Ideal fortdauernder Jugend. *Forever young* ist die neue Glaubensformel, sie steht für eine Neutralisierung der Entwicklung und des Übergangs zwischen den Generationen, für eine Stillstellung des Bilderstreits zwischen Jung und Alt. Entsprechend lautet das neueste Nachfolgemodell zum Entwicklungsroman: Wir waren jugendlich, wir sind jugendlich und wir werden jugendlich bleiben. Hinter dieser scheinbar kraftstrotzenden Attitüde verbirgt sich ein arges Elend, ein verstockter Überdruß daran, dass es Jung und Alt überhaupt gibt, ein Unwillen bezüglich der zeitlichen Dimension des menschlichen Lebens.

Manche werden versucht sein, im Jugendkult der Erwachsenen ein Entgegenkommen der Erwachsenen den Kindern zuliebe zu sehen. Die Erwachsenen versuchen, selber jugendlich zu bleiben – und man könnte fast meinen, damit ließe sich die Interaktion zwischen Erwachsenen und Jugendlichen erleichtern, denn schließlich bewegt man sich irgendwie auf derselben Ebene. Zu diesem scheinhaften Egalitarismus gehört auch die Idee, »der beste Freund« seiner Kinder sein zu wollen: Damit wird eine Symmetrie suggeriert, die an der Sonderstellung der Eltern vorbeigeht. Letztlich leisten die Erwachsenen mit der simulierten Jugend ihren Kindern einen klassischen Bären-dienst, der bei diesen tiefe Irritationen auslösen muss.

Die Kinder und vor allem dann die Jugendlichen sind erfüllt von dem Gefühl, ihr Leben sei in Bewegung, sie sind aufgeregt oder gar ergriffen, weil ein langer, mit Entdeckungen gespickter Weg vor ihnen liegt, der irgendwann im Erwachsenenleben ankommt. Gerade die Jugendlichen haben oft ein geradezu überscharfes Empfinden für ihr Unterwegssein, auch für ihre eigene Unfertigkeit. Ihr Leben ist in der Tat eine Reise. Als Heranwachsende schwanken sie zwischen zwei Haltungen: wilder Entschlossenheit und tiefer Verunsicherung. Vor allem Pubertierende haben das Gefühl, es sei ganz viel in Bewegung, und es müsse ein langer, schwerer Weg sein, bis man irgendwann im Erwachsenenleben ankommt. Früher half ihnen der Blick auf die Erwachsenen, sich diesen Weg vorzustellen.

Wenn die Erwachsenen nun sich selbst verleugnen und sich am Jugendlichkeitsideal orientieren, dann geraten die Heranwachsenden

freilich in Verlegenheit betreffend das Ziel der Reise, die sie angetreten haben. Sie blicken in ihre Zukunft, doch diejenigen, die schon im Erwachsensein angekommen sind, legen es darauf an, die Rückreise anzutreten. Dies muss eine seltsam deprimierende Erfahrung sein. Einem Jugendlichen muss es gehen wie einem Bergsteiger, dem während eines steilen Aufstiegs Massen von Menschen entgegenkommen – voll Überdruß ob des Ziels, das jener Bergsteiger erst noch mühsam erreichen will. Wer ihm entgegenkommt, sind eben Erwachsene, die mit vom Schrecken geweiteten Augen das hinter sich lassen wollen, was zum Erwachsensein gehört und dem Jugendlichen als ein noch unerreichter, aussichtsreicher Zustand vorschwebt. Es gibt Anlass zu größter Sorge, wenn eine ganze Gesellschaft bei diesem Übergangsritual aus dem Tritt und aus dem Takt kommt. Genau dieser Fall ist, so scheint mir, in modernen Gesellschaften eingetreten.

Wenn die Zeichen nicht trügen, dann ist in jüngster Zeit aber einiges in Bewegung geraten, was auf günstige Wendungen hoffen lässt. So ist z. B. die Bereitschaft von Arbeitgebern gewachsen, Teilzeitarbeit zuzulassen und auf diese Weise auch mehr Raum für die Präsenz von Eltern zu Hause zu schaffen. Die Jugendlichkeit, die dem Schönheitschirurgen zu verdanken ist, verliert angesichts vieler abschreckender Beispiele ihren Reiz. Der individualistische Vorbehalt gegen die Familie, der zum Fall der Geburtenraten beigetragen hat, scheint sich abzunutzen. Es könnte also sein, dass das Spiel von Ferne und Nähe wieder besser in Gang kommt. Die Frage, ob es dazu kommen wird, kann die Wissenschaft nicht beantworten; Ich verzichte auf Hellseherei und begnüge mich damit, Gründe dafür anzugeben, dass es sich lohnt, dieses Spiel weiterzuspielen und dabei auf die Familie zu setzen (für weiterführende Hinweise vgl. Thomä 2008).

Reinhard Voß (Hrsg.)

Für Paul

Autorität und Gewaltprävention

Erfolg durch Erziehungspartnerschaft
von Schule und Familie

2008

Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats des Carl-Auer Verlags:

Prof. Dr. Rolf Arnold	Prof. Dr. Wolf Ritscher
Prof. Dr. Dirk Baecker	Dr. Wilhelm Rothhaus
Prof. Dr. Ulrich Clement	Prof. Dr. Arist von Schlippe
Prof. Dr. Jörg Fengler	Dr. Gunther Schmidt
Dr. Barbara Heitger	Prof. Dr. Siegfried J. Schmidt
Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp	Jakob R. Schneider
Prof. Dr. Bruno Hildenbrand	Prof. Dr. Jochen Schweitzer
Prof. Dr. Karl L. Holtz	Prof. Dr. Fritz B. Simon
Prof. Dr. Heiko Kleve	Dr. Therese Steiner
Dr. Roswita Königswieser	Prof. Dr. Helm Stierlin
Prof. Dr. Jürgen Kriz	Karsten Trebesch
Prof. Dr. Friedebert Kröger	Bernhard Trenkle
Dr. Tom Levold	Prof. Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler
Dr. Kurt Ludewig	Prof. Dr. Reinhard Voß
Prof. Dr. Siegfried Mrochen	Dr. Gunthard Weber
Dr. Burkhard Peter	Prof. Dr. Rudolf Wimmer
Prof. Dr. Bernhard Pörksen	Prof. Dr. Michael Wirsching
Prof. Dr. Kersten Reich	

Über alle Rechte der deutschen Ausgabe verfügt
Carl-Auer-Systeme Verlag und
Verlagsbuchhandlung GmbH; Heidelberg.
Fotomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Verlages
Umschlaggestaltung: Goebel/Riemer
Satz: Josef Hegele, Heiligkreuzsteinach
Printed in the Netherlands
Druck und Bindung: Koninklijke Wöhrmann, Zutphen

Erste Auflage, 2008
ISBN: 978-3-89670-652-2
© 2008 Carl-Auer-Systeme Verlag, Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren Autoren
und zum Verlag finden Sie unter: www.carl-auer.de.

Wenn Sie unseren Newsletter zu aktuellen Neuerscheinungen
und anderen Neuigkeiten abonnieren möchten, schicken Sie
einfach eine leere E-Mail an: carl-auer-info-on@carl-auer.de.

Carl-Auer Verlag
Häusserstraße 14
69115 Heidelberg
Tel. 0 62 21-64 38 0
Fax 0 62 21-64 38 22
E-Mail: info@carl-auer.de

Inhalt

Lese-Zeichen	7
Vorwort	9
Erziehungspartnerschaft Familie – Schule im Fokus der Koblenzer Elternuniversität	12
<i>Reinhard Voß</i>	
Unterstützung der elterlichen Erziehungskompetenz	24
<i>Sigrid Tschöpe-Scheffler</i>	
Autorität und Familie in der Gegenwart – Wie der Generationengang als ein Spiel zwischen Ferne und Nähe gelingen kann und wodurch er gefährdet wird	38
<i>Dieter Thomä</i>	
Elterliche Präsenz und Aufmerksamkeit	56
<i>Haim Omer</i>	
Gewalttätig gegen die eigene Mutter	88
<i>Haim Omer im Gespräch</i>	
Gewalt an deutschen Schulen – Die Situation im Spiegel empirischer Forschung	101
<i>Gabriele Klewin und Klaus-Jürgen Tillmann</i>	
»Das System ist krank«	113
<i>Ein Spiegel-Gespräch mit dem Interimsdirektor an der Berliner Rütli-Schule, Helmut Hochschild</i>	
Schulgewalt und gewaltloser Widerstand	119
<i>Haim Omer und Rita Irbauch</i>	
Wie kann man Verhandlungskultur bei Kindern fördern?	141
<i>Manfred Cierpka und Andreas Schick</i>	

Auffällige Grundschüler im Stadtteil verstehen und begleiten – Auffälligkeitsprophylaxe als frühe Form der Gewaltprävention	154
<i>Reinhard Voß</i>	

Literatur	163
Über die Autoren	175